

**Gerrit Komrij**

**Der Poltergeist** (De klopgeest)

De Bezige Bij, Amsterdam 2001

Übersetzung Ulrich Faure

[ulrichfaure@vigoleis.de](mailto:ulrichfaure@vigoleis.de)

Ich mache in Devotionalien, ich habe also Erfolg. Aufschneiderei liegt mir nicht, aber wenn das Warenhaus De Bijenkorff auf dem Nieuwendijk – so darf ich behaupten – so viele Handschuhe und Wollpullover am Tag absetzen würde wie ich an Devotionalien, tja, die würden vor Freude in die Luft springen. Zumindest der Buchhalter des Kaufhauses. Wenn denn dieser Buchhalter ein Mann unserer Zeit ist. Das Merkmal unserer Zeit ist nämlich, Gefallen am Erfolg im Handel zu finden.

Die Anzahl der Schiffe der Dampfschiffahrtsgesellschaft, die Nederland heißt, vergrößert sich mit jeder Stunde. Die Finanziere sind eifrig auf der Suche nach günstigen Gelegenheiten, und die günstigen Gelegenheiten drängeln sich um die Geldgeber.

Der eine besitzt eine Zuckerplantage in Ost-Indien, der zweite eine Fahrzeugvermietung, und der dritte handelt mit Handschuhen und Wollpullovern oder mit Bürsten und Besen, und meine Ware heißt: Glauben.

Oder besser: die Leichtgläubigkeit der anderen.

Auf das Terrain der Prediger, Rabbiner und Priester wage ich mich nicht vor. Das ist ein Feld voller Halsstarrigkeit, es ist unwiderruflich verteilt und dickschädeligen Pächtern zugewiesen. Mein Glaube ist zeitgemäß. Das Merkmal unserer Zeit ist der Wandel.

In meinem Glauben, oder besser, in meinem Geschäft, tanzen die Tische und Monster werden zu Engeln.

Warenhäuser, die Luftsprünge vollführen, kann ich, ohne mit den Augen zu blinzeln, erkennen. Genau genommen handle ich mit Luftschlössern.

Prediger, Rabbiner und Priester schwören auf Verdammnis und verwerfliche Sünde. Ihre Überlieferungen haben zu Vorurteilen geführt, und ihre Vorurteile wiederum haben einen materialistischen Einschlag, sie halten sich hartnäckig wegen ihres Strebens nach Besitz und ihrem Fiebern nach Gold. Für meine Klientel zählen Befreiung und Spiritualität. Meine Kunden wissen um die Bedeutung von Abwechslung und Zeitvertreib. Das Merkmal unserer Zeit ist Amüsement.

Ich sammle Vergnügungen ein, wo ich ihm begegne. Für mich ist Amüsement nicht so sehr der Rausch, als vielmehr das Betreten unbekannter Welten. Ich kann nicht durch die Amstelstraat gehen, ohne im Panoptikum Halt zu machen. Das Café mit dem Damenorchester und den stocksteifen Obern ist nicht so sehr nach meinem Geschmack. Da sitzt das Publikum wie aufgespießt und schaut auf die Erhöhung, wo zu kräftig gebaute Wienerinnen zu kräftig klimpern und Saiten streichen. Mein Interesse richtet sich auf die Räumlichkeiten mit den Wachsfiguren.

Da kommen viele Provinzler, um zu gaffen, ich kenne das. Sie wollen Berühmtheiten sehen und gehen dabei auf Nummer Sicher. Sie wollen nicht riskieren, am selben Abend mit dem Zug zurückzufahren, ohne auf der Straße auch nur einen Prinzen oder eine Prinzessin in echt gesehen zu haben. Sie sammeln Berühmtheiten wie Nummern in einem Album. Ich suche entsprechend die Gesellschaft großer Männer und Frauen und führe Scheingespräche mit ihnen. Ich erblicke in ihnen Zukunftsbilder von mir selbst, Geistererscheinungen, die mich ermuntern, so zu werden wie sie.

Den Gruselkeller, der sonderbarerweise im Erdgeschoss eingerichtet ist, lasse ich hinter mir, um über eine ganze Reihe von Treppen und aufschlagenden Türen die halb dusteren

Zimmer zu erkunden, wo die Wachsfiguren von Schurken und Fürsten aus früheren Zeiten stehen. Würdevolle Päpste gehören dazu, bedrohlich dreinschauende Lustmörder, Könige und Kaiser aus allerlei Epochen unserer Geschichte.

Jetzt sind es lebensgroße und erstaunlich lebensechte Statuen, denen ich mich mit geballter Faust und hochgereckten Schultern gegenüber sehe, dann wieder sind es nur Büsten, die ich umkreise, als wären es exotische Insekten.

Auch Märchenfiguren wie Aschenputtel und Dornröschen stehen da. Im Becken in einer Ecke schwimmt Ophelia. Sie ist ganz lebensecht tot. Ich würde sie am liebsten aus dem Wasser ziehen, um sie auf den Mund zu küssen und ihr neues Leben einzuhauchen. Es gibt Riesen und Zwerge. Aber die historischen Figuren mag ich trotzdem am liebsten.

Ich versinke in den Anblick der kleinen Prinzessin Wilhelmina mit ihrem langen Haar. Wahrscheinlich echtes Menschenhaar, jedes einzeln in den aus Wachs modellierten Schädel gepflanzt. Erstaunt blickt sie an der Hand ihrer Mutter, der Königin Emma, auf die väterliche Gestalt des deutschen Kaisers. Wie lange ist ihr Vater jetzt schon tot? Sie haben ihn – den Vater – etwas in den Hintergrund gerückt. Er ist erkennbar kein Volksfreund, dieser Wilhelm III. Demnächst wird das zarte Kindchen selbst Königin werden.

Zwischen den Säulen ist ein Schimmer von Napoleon zu erhaschen. Wenn ich nur lange genug hinsehe, wirkt es, als ob andere Schatten unter den gekrönten Häuption umherschweifen würden, und langsam aber sicher kommen Gespräche auf. Garibaldi und Bismarck schwatzen mit. Der Schnäuzer von Bismarck hat die Farbe von Kautabak.

Selbst Wilhelm III. meldet sich zu Wort. Er muss lauter sprechen, um den Abstand zu überbrücken. Zuerst geht es um

Geringfügiges und persönliche Dinge. „Wie steht es um Ihre Gesundheit, Kanzler?“ Aber nach und nach kommen Staatsangelegenheiten und die Errichtung einer neuen Welt zur Sprache.

Oder er schnauzt mit schriller Stimme einen ungehorsamen General an.

Geister sind immer mit Gestaltung und Neugestaltung beschäftigt, glauben Sie mir. Ich muss es wissen. Besonders interessant wird es, wenn sie in ihrem Leben Staatsmänner und Strategen gewesen sind.

Ich fange an, zwischen Napoleon und Jesus und den indischen Sultanen mitzumischen. In der Amstelstraat haben sie ein Loch in die Zeit gebohrt, und da schaue ich hindurch. Ich darf die Debatten mitverfolgen.

Es gibt hier auch lächerliche Statuen. Bei einigen Büsten sind die Nasen beschädigt. Napoleon hat eine krumme Nase. Einige Generäle sind zu dünn ausgefallen. Andere scheinen wieder zu dick zu sein. Dazwischen steht eine ordentliche Anzahl an Schielaugen.

Doch ist mir im Panoptikum nicht nach Spott zumute. Je länger ich hier verweile, desto ernsthafter werde ich. Die Unzulänglichkeiten der Bildhauer sind zu menschlichen Gebrechen an diesen Statuen geworden.

Ich gehe auch gern in den anderen Laden, obwohl der ein wenig aus der Mode gekommen ist. Das Panorama an der Plantage Middellaan meine ich. Es überrascht einen immer wieder, wenn man aus der rechteckigen, altmodischen Eingangshalle plötzlich in die große Rotonde tritt. Da fühlt man sich in eine andere Welt mit anderen Dimensionen versetzt. Die starren Karrees sind einer unendlichen Schlaufe gewichen. Ich habe oft auf der Balustrade im Herzen der Rotonde gestanden,

dem Mittelpunkt eines Guckkastens, und es bezaubert mich jedes Mal aufs Neue. Ich kenne keinen besseren Raum, wo man sich so gut selbst verlieren kann.

Gestern habe ich mir wieder einmal die Überwinterung auf Nowaja Semlja angesehen. Es war ziemlich voll unter dem Kuppeldach. Bilde ich es mir nur ein, oder ist hier im Sommer tatsächlich mehr los als im Winter? Zwischen der Balustrade und dem Gemälde lagen überall Haufen von Eisschollen, so täuschend echt nachgemacht, dass sie Kälte auszustrahlen schienen. Schollen aus Holz und Glas, ich wüsste es nicht zu sagen. Direkt hinter der Balustrade standen kahle Bäume in Kübeln, um die Perspektive zu betonen. Aber sie verstärkten auch ganz gewiss den Eindruck, dass es einen fröstelt.

Eisflächen, soweit das Auge reichte, nur unterbrochen von einem gestrandeten Dreimaster und Grüppchen von Männern, die in dieser weißen, matt glänzenden Unendlichkeit Holzbalken auf Schlitten hinter sich herzogen. Im Vordergrund ein Rettungsboot, drastisch vergrößert. Als ich mich halb nach links wandte, erblickte ich eine andere Szenerie, ein im Bau begriffenes Holzhaus. Eine der Seitenwände mit einem eigenartigen horizontalen Lattengestell war fertig und schon zur Hälfte von einem Schneesturm zugeweht. Der Schornstein sah aus wie ein Dreispitz.

Es war ein altes Gemälde, etwas verblasst unter fahlem Schleier, sich verflüchtigend in Flecken und Flocken, und trotzdem strotzend von menschlicher Tatkraft. Unwirklich und gleichzeitig sehr wirklichkeitsnah. Männer in Anzügen des späten 16. Jahrhunderts schossen mit Waffen des späten 16. Jahrhunderts auf gegenwärtige Eisbären. Hier und da waren Gerüste errichtet worden. Zum Rollen von Fässern? Zum Transport von Eisschollen?

Die Landschaft begann zu schlingern und zu zerfließen.

Ich hatte das Gefühl, mittendrin in dieser weißen Unendlichkeit, in dieser fernen Ära, zu sein. Einen Augenblick durfte ich unter diesen Männern mit ihren Pelzmützen stehen, die ein bisschen weiter weg den geschossenen Bären ausweideten. Ich durfte helfen. Ich rieb mir die Hände warm. Ich schwang das Beil. Ich lachte über die Bemerkung eines der Männer. Meine Augen waren geblendet vom Licht.

Eisbären schwebten ohne Flügel durch die Landschaft.

Schnee wehte an meine Wangen. Ich spürte ganz deutlich einen Windstoß.

Ich schrak aus meinem Traum hoch, weil mich ein anderer Besucher angestoßen hatte. Er lüpfte seinen Hut und bat um Entschuldigung.

Die Schneelandschaft war auf einen Schlag wieder ein Gemälde geworden.

Und ich stand wieder draußen und sah die Pferdebahn, die Gaslaternen und die Schauerleute mit ihren Handwagen, und kehrte erfrischt in die moderne Zeit zurück.

Es ist ein idealer Platz zum Spazierengehen. Ich erinnere mich noch an all die Wiesen, Polderhäuschen und Mühlen. Nun gibt es hier breite Straßen und überall Villen. Und es wird immer noch mehr gebaut. Hinter dem kürzlich errichteten Concertgebouw türmen sich rechts und links die großen Holzgerüste der Baubetriebe. Zwischen den Haufen mit Baumaterial warten geduldig die Pferde. Fertige Häuserblocks, die sich wie Ungetüme in den Himmel recken, wechseln sich mit Baugruben und Schuppen ab. Auf der einen Seite des Feldes wird an vier, fünf Villen gleichzeitig gearbeitet. Allein diese Bautätigkeit verbreitet schon jetzt eine Atmosphäre von Weiträumigkeit, Übersichtlichkeit und Luxus.

Ich bin raus aus dem Jahrmarktstrubel der alten Stadt. In der Stadt spazieren gehen heißt, den Schritt einhalten, den Schritt beschleunigen und um eine Ecke verschwinden. Hier lerne ich wieder, was spazieren gehen eigentlich heißt.

Flanieren.

Flanieren bedeutet, Beine und Augen gleichermaßen auf ihre Kosten kommen zu lassen. In diesen Alleen, bei diesen frischen Anpflanzungen, wird der Raum von Licht überflutet, eine kühle Brise hat freies Spiel.

Trotz des Überflusses an Luft habe ich immer das Gefühl, als stocke mir der Atem, wenn ich den wiegenden Gang der Dienstmädchen sehe, die Kinder spazieren führen oder nur Einkäufe erledigen. Immer ist eine große Schar an Dienstmädchen auf den Beinen, und jedes Einzelne kommt hier zur Geltung.

Ja, die Mädchen sind wie Blumen an einem Sommertag.  
Einige von ihnen sind Knollenbegonien.

Andere erinnern mit ihren freundlichen Gesichtern an Sonnenblumen, die der Sonne zunicken.

Manchmal, wenn sie sich die Taille extra geschnürt haben und auf ihren hohen, schlanken Beinen angelaufen kommen, halte ich sie für Tulpen.

Die dickeren Mägde – die Knollenbegonien und Hyazinthen – schaukeln im Wind und lassen sich von der Luft streicheln.

Einen Moment versinke ich in meinen Gedanken, und dann flaniere in einem Treibhaus von den Geschichten aus Tausendundeiner Nacht, mit liebäugelnden Taglilien und scharlachroten Fuchsien und üppigen Schlüsselblumen.

Die Menschen scheinen hier alle sehr gesund sein.

Mein Freund George, der vom Sozialismus ganz beseelt ist, sagt, dass es einen notwendigen Zusammenhang zwischen Reichtum und Gesundheit gäbe. Krankheiten seien nur die Folge von Armut. Die Armen müssen zu Hunderten, vielleicht zu Tausenden zusammen die Luft einatmen, die ein einziger Reicher auf seinem Landgut für sich alleine hat. Wie viel frische Luft ist da, von der er nie einen Mund voll nimmt? Unterdessen schreitet der Erstickungsprozess unter den Armen voran.

George rudert empört mit den Armen. In seinen Augen glüht Feuer.

„Wir können etwas ausrichten!“, ruft er dann.

Er sagt auch, dass arme Menschen ein unveräußerliches Recht auf Gesundheit hätten. Deshalb sollten alle armen Menschen zuerst einmal reich werden. Ich kann mir auf all das keinen Reim machen.

Mein guter Freund George sagt öfter komische Dinge.

Ich persönlich halte Reichtum für einen angenehmen Zustand. Diese Idee – ob es eine Wahnvorstellung ist, wage ich

zu bezweifeln – muss darauf zurückzuführen sein, dass ich nur selten einen Cent besitze. Die Cents, die mir gelegentlich gehören, gebe ich für Dinge aus, die bei anderen den Eindruck erwecken sollen, dass ich nicht arm bin.

Darauf achte ich ganz besonders.

Ich mag pieksaubere Handschuhe, eine lavendelfarbene Krawatte, Blumen im Knopfloch, vergoldete Spazierstöcke.

Ich mag den Duft von Jockey-Club, wenn ich mein Taschentuch hervorhole.

Ich hasse Säuredämpfe, Arbeiterkrawalle und röchelnde Bazillenträger.

Schließlich könnte mein Hemd davon schmutzig werden.

Es schmeichelt mir, dass Dienstmädchen mich nicht für einen Knecht halten. So etwas spüre ich sofort. Ich erkenne das an der Neugier in ihrem Blick oder an der Art und Weise, wie sie versuchen, an mir vorbeizuschauen.

Bei einem Knecht oder einem Bettler würden sie andere Signale aussenden. Dafür bin ich sehr empfindsam. Bei einem Knecht oder einem Bettler würden die Nasenflügel anders vibrieren, als wenn sie mich vorübergehen sehen.

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass sie sich heimlich umschaun, wenn ich an ihnen vorbeigegangen bin. Wenn ich ein Spiegelglas in die Hand nähme, könnte ich es kontrollieren. Das brauche ich aber nicht.

Ich spüre es wie Stiche im Rücken.

Ich stelle mir vor, dass sie denken: Das ist ein Herr, der am Stadtrand ein Haus bauen wird. Weiter draußen, auf einer der vielen Brachen, die man zwischen den Ungetümen sieht, kommt seine Villa hin. Vielleicht sucht er nur noch ein geeignetes Grundstück. Es wird eine prächtige Villa werden. Mit großen Fenstern und einem Garten rundherum.

Ja, das ist ein Herr, der Geschmack hat.

Die Mädchen kommen ständig auf mich zu. Manchmal versuchen die Fräuleins, die mit den Kindern ihrer Mevrouw spazieren gehen, ihren Blagen zu befehlen, ein bisschen weiter weg mit Reifen oder Kreisel zu spielen. Immer gibt es ein Mädchen, das sofort ein Gespräch mit mir anknüpft. Oder besser, sich ein Gespräch aufdrängen lässt von einem einzelnen Mann an einem Sommertag.

Auf einer Bank oder an eine Brüstung gelehnt.

Spielerisch und lässig bleiben, das ist die Kunst.

Ich zünde mir eine Zigarette an, und da kommt das Dienstmädchen auch schon. Es schlendert ein bisschen herum, bis es in meine Nähe kommt. Immer beobachtet es mich mit leicht geneigtem Kopf, als wäre ich ein fremdes Tier.

Es kommt nicht so oft vor, habe ich festgestellt, dass Fremde in dieser Gegend herumstreichen.

Die neugierige Aagje erinnert noch am meisten an eine Rose, eine Souvenir de Malmaison mit glatter Fleischfarbe, die ohne jeden Sonnenstrahl erblüht zu sein scheint. Sie kickt einen Kieselstein weg, faltet die Hände auf dem Rücken und lächelt mich an, trotz allem mit einem sonnigen Gesicht.

„Suchen Sie jemanden?“, fragt sie.

Ich stelle überflüssigerweise wieder einmal fest, dass selten jemand ohne ein klar definiertes Ziel in diese Gegend kommt.

„Niemanden Besonderes“, sage ich.

„Sind Sie Makler?“

„Nein.“

„Was dann?“

Ihre Hartnäckigkeit zeugt eher von einer Neigung zum Piesacken als von Wissensdurst. Das ist sonnenklar.

„Ich bin ein Medium“, sage ich.

Mit fällt so schnell nichts anderes ein, und es scheint imponierend genug zu sein. In der Zeitung stehen genug teure Anzeigen, in denen sich Leute als Medium anbieten. „In seriösen Kreisen.“ „Nur wohlhabende Familien.“ Kreise und Familien wie du und ich, die man in dieser Gegend antrifft, mit großem Bedarf Magnetismus und Hypnose.

Nun hoffen wir mal, dass meine Rose auch mal eine Zeitung aufschlägt. Sie scheint dafür gescheit genug zu sein.

„Was ist ein Medium?“, fragt sie und zieht die Nase hoch.

Stellt sie sich dumm, oder weiß sie es wirklich nicht?

„Ich spreche mit Toten.“

Sie kichert.

„Ja“, fahre ich fort, „ich nehme Botschaften an die Toten entgegen.“

Wieder lässt sie sich nicht aus dem Konzept bringen.

„Das sollte keine allzu schwere Arbeit sein.“

Eine nüchterne Rose. Ich verstehe, dass ich schwerere Geschütze auffahren muss. Ab und zu blase ich eine Rauchwolke aus und tische eine Geschichte auf. Ich prahle ein wenig mit meinen medialen Talenten. Dass solche spirituellen Botschaften vielleicht nicht viel wiegen, aber oft doch sehr schwergewichtig sind. Dass einige Angehörige größten Wert auf den Kontakt mit geliebten Verstorbenen legen. Dass es Tote gibt, die alles daran setzen, ihr neu erworbenes Wissen mit den Lebenden zu teilen. Dass einen solche Tote mit Vorbedacht aufsuchen. Dass es nicht so leicht zu schultern ist, solche Lasten zu tragen. Dass wir in einer Zeit der großen Rätsel leben und dass der Spiritismus das Merkmal unserer Zeit ist.

„Ach, so einer“, sagt sie.

„Was meinen Sie damit, so einer?“

„Ein Spiritist, oder?“

Spiritisten würden regelmäßig zu ihrer Mevrouw eingeladen.

„Medien.“

„Medien, 'tschuldigung vielmals.“

„Medien“, sage ich noch einmal und zeige auf mich.

„Können Sie fliegen?“, fragt sie ein bisschen triezend.

„Oder Tische schweben lassen?“

Dienstmädchen kennen ihre Romane.

Ihre Mevrouw und ihr Mijnheer, gesteht sie mir, scheinen süchtig nach Medien und Spiritisten sein. Jeden Mittwoch und Samstag findet eine spiritistische Séance mit so einem Kauz statt. Aber normalerweise verschwindet dieser Kerl nach zwei oder drei Mal wieder. Als ob Mevrouw und Mijnheer nicht gut auf den Boten zu sprechen wären.

„Oder sich über die Botschaften nicht so freuen“, wage ich zu behaupten.

Aber das Röschen ist schon weg. Mit einem Ruck hat sie sich umgedreht. Ich sehe, wie sie sich mit neckischem Schritt zu ihren Freundinnen weiter unten begibt, mitten auf der breiten Straße.

Wo ich wohne, gibt es nur Steine, Schatten und Modder. Die Nes mag vielleicht ein Juwel des Nachtlebens, eine Brutstätte der Vergnügungen, der Sünde und des Kunstsinns sein, aber sie ist und bleibt eine Gasse. Sie umschließt die Spaziergänger von beiden Seiten mit Betonburgen aus schmalen Türen, blinden Fenstern, Gehwegen, Fensterläden und Reklameschildern, die sich vor einem auftürmen. Die Pflastersteine der Straße verdunkeln sich an der Unterseite Häusern, die Schatten scheinen die Straßendecke unauffällig in eine lange Reihe von Geschäften, Häusern und Vergnügungsstätten fließen zu lassen. Schatten erzeugen Schatten. Die Häuser sind wie riesige Pflanzen, die im Pflaster wurzeln. Sie stehen schief und schräg und brauchen sich, um sich aneinander anzulehnen.

Diese Pflanzen ragen so hoch in den Himmel, dass es oft schwer zu sagen ist, in welcher Jahreszeit man lebt. Dass Sommer ist, merke ich in dieser Gasse nur daran, dass die Nachmittagsglut da hängen bleibt. Winter muss sein, wenn sich das Wasser in mehr als unmäßig großen Pfützen sammelt. Wände, Fenster und Bürgersteige werden in dieser Jahreszeit zu stumpfen Spiegeln in allerlei Grautönen.

Frühling und Herbst gibt es hier genau genommen nicht, oder man müsste die Tage als Frühling bezeichnen, an denen die Feuchtigkeit auf den Pflastersteinen trocknet, und Herbst, wenn der Nebel eher ins Hellgraue als ins Dunkelgraue tendiert.

Zeitungsfetzen, eine umgeworfene Tonne.

Ein aus dem dritten Stock geworfener Strohsack.

Selbst im dunkelsten Moment des dunkelsten Tages gibt es noch Lebenszeichen. Es ist, als ob immer irgendein betrunkenener Kerl die Straße entlang läuft, der mir etwas zuruft. Immer auch

eine Frau, die gebrochen deutsch brabbelt und versucht, mich anzugrapschen. Immer irgendein Lulatsch, der mir hinterher läuft und mich ausbuht. Sie steigen aus dem Schatten heraus und verschwinden wieder.

Von einem Loch zum anderen.

In der Nes regnet es auch, wenn es nicht regnet.

Die Feuchtigkeit sickert im Winter wie im Sommer an den Hauswänden entlang, die manchmal wie Perlmutter aussehen. Aus dem angebackten Ruß der Abflussrohre blubbern Luftblasen hoch.

Ich gehe stramm an den Fassaden vorbei. Die Tropfen rinnen an Abflussrohren und Gesimsen herunter, sie beschreiben die seltsamsten Zickzackwege und landen schließlich doch genau auf meiner Nase. Aus allen Spalten und Löchern kann plötzlich eine Wasserfontäne herausschießen.

Durch die Nes zu gehen, heißt, Bocksprünge machen, um Leib und Kleidung trocken zu halten.

Ich bin darin sehr geschickt geworden. Unter normalen Umständen erreiche ich das Haus, in dem ich wohne, mit unbeschmutzten Sachen.

Was ich für normale Umstände halte? Wenn es über den Dächern nicht auch noch regnet.

Was die Öffentlichkeit als normal bezeichnet, ist mir ein Graus.

Die Tür zu diesem Etablissement klemmt. Der Chef will, dass das so bleibt. Mehr braucht er nicht als Sicherheitsvorkehrung.

Ich muss das Lokal durchqueren, um zu meinem Zimmer zu gelangen. Die Tür, die zu den oberen Stockwerken führt, ist hinten. Auch diese Tür klemmt.

„Café chantant“ steht auf dem Fenster zur Straße.

Ein großes Wort.

Es gibt in diesem kleinen Raum schon mal eine Aufführung, wenn es dem Chef zufällig in den Kram passt. Dann trällert irgendwer einen Schlager, ein Chanson oder ein Liedchen. Oder es findet eine Versammlung statt. Oder ein Quacksalber darf seine so genannte Sprechstunde halten.

Auch ich muss hier hin und wieder ran.

Für die Tageszeit ist viel los. Die Kunden langweilen sich, als hätten sie aus ihren vollen Gläsern nur Leere aufgesogen. Auch der Chef hängt ziemlich lustlos über der Theke.

„Mach doch was“, ruft er, als ich schnell versuche, nach hinten zu verschwinden.

Ich schüttele verneinend den Kopf.

Er macht eine gebieterische Geste. Unverzüglich verfällt er in seine theatralische Rolle.

„Meine Damen und Herren, ich bin stolz darauf, Ihnen Dr. Mazurke präsentieren zu können!“

Jeden Tag gibt er mir einen anderen Namen:

Dr. Cagliostro oder Dr. Rimini.

Dann hängt er ohne Punkt und Komma eine ganze Geschichte dran, über meine Heldentaten und was ich alles auf dem Kasten habe. Eine Geschichte, die ich inzwischen singen kann.

Der Präsentator ist auch mein Vermieter.

Ich öffne eine Schublade. Ich nehme ein Paar weiße Handschuhe heraus und ziehe sie an.

Ich zeige auf irgendwen im Raum. Ob der Betreffende bitte nach vorne kommen könne. Es ist ein kleines Kerlchen, das hier immer rumhängt. Ich kenne ihn. Wir haben eine Verabredung.

Er sieht unbedeutend genug aus, um nicht sofort Argwohn zu wecken.

Ich mache eine kurze Hypnose. Ich werde dafür sorgen, dass er sich einbildet, er sei ein durstiger Gast. Bei diesen Gelegenheiten dreht sich alles ums Vergnügen.

Und je eher der Kneipenchef zufrieden ist, desto besser.

Ich bitte das Kerlchen, sich auf einen Stuhl zu setzen. Ich fixiere ihn mit meinem Blick und bewege meine Fingerspitzen in diesem weißen Handschuh auf seine Stirn zu. Dann ziehe ich meine Fingerspitzen langsam zurück, ohne meinen Blick von ihm abzuwenden.

Die Hilfskraft zwinkert. Er hat offensichtlich vor, mich zum Lachen zu bringen.

„Die Absicht“, sage ich, „besteht darin“, betone ich nachdrücklich, „dass wir das hier“, ich spreche jedes Wort langsam und leicht drohend im Ton aus, „ernst nehmen.“

Meine Hilfskraft schneidet komische Grimassen. Ich beiße mir auf die Lippen. So kann ich mich nicht konzentrieren. Für einen Moment erwacht das Publikum aus seiner Schläfrigkeit. Buhrufe ertönen, und es wird schallend gelacht.

Ich winke dem Clown auf dem Stuhl zu.

Es nützt nichts.

Es sind zu viele von den Nachbarn unter den Zuschauern. Diese Art von hypnotischen Shows hat abends und in der Nacht mehr Effekt, wenn die eleganten Nichtstuer und die Landeier da sind.

Merkwürdiges Volk, das sich einfach gehen lassen will.

Dem Kneipenbesitzer schwant, dass ich die Vorstellung abbrechen werde.

Es sind ein paar Bestellungen aufgegeben worden.

Über die steile Treppe habe ich mein Zimmer schnell erreicht.

Ich bin müde. Ich bestehe auf meinem Recht, müde zu sein. Ich habe vor, für meine Verhältnisse sehr unschuldig zu träumen. Normalerweise träume ich von weißen Frauenarmen und sich wiegendem Fleisch. Jetzt will ich von einem Garten träumen, in dem es nie regnet und wo es trotzdem große, weiße Wolken gibt. In der Mitte des Gartens steht ein Haus, solide und mit Blattgold überzogen, auf dem Dach steht ein glänzender Wetterhahn, der vor Langeweile gähnt.